

war die Situation bei der Machtergreifung. Der – bis dahin vorwiegend latente – Antisemitismus schlug nun wieder in heftige Verfolgung um. 1940 wurden Baden und Pfalz als erste Reichsgebiete „judenrein“ gemacht. Nach der berühmten „Wagner-Bürckel-Aktion“, die den Großteil der badischen Juden nach Gurs, seit 1942 von dort meist nach Auschwitz und Lublin-Maidanek führte, lebten in Baden noch 820 Juden (1925: 24064), bis auch sie noch im Frühjahr 1945 nach Theresienstadt deportiert wurden.

Die detaillierten Gemeindegeschichten stammen größtenteils von Franz *Hundsnurscher*. In dankenswerter Weise fassen sie den heutigen Forschungsstand auf der Grundlage der ortsgeschichtlichen Literatur ausgezeichnet zusammen. Unter den Darstellungen ragen insbesondere die über Breisach, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Offenburg, Pforzheim, Weinheim und Wertheim heraus. Ihr Inhalt kann hier aus Raumgründen nicht referiert werden. Sie werden gewiß der Ortsforschung die Anregung geben, die für manche Orte bedauerlicherweise bestehenden Rückstände aufzuholen.

Ein sehr umfangreicher Bildteil zeigt mit 225 Aufnahmen die bedeutsamen Denkmale der jüdischen Gemeinden Badens.

Die drei vorhergehenden Bände der „Dokumentationsstelle zur Erforschung der Schicksale der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg 1933-1945“ haben wie auch dieser für die neueste Zeit auf Nennung von Personennamen verzichtet. Dieser verständliche, wenngleich umstrittene Entschluß hat allerdings dazu geführt, daß selbst der Name des NPD-Landesvorsitzenden und Abgeordneten Wilhelm Gutmann, dessen heftige antisemitische Aktivität im „Dritten Reich“ mittlerweile nicht nur gerichtsnotorisch ist, sondern auch allgemein in die Presse Eingang gefunden hat, in der Gemeindegeschichte von Tiengen, Kreis Waldshut, nicht auftaucht.

Staatsarchivdirektor a. D. Prof. D. Dr. Dr. h. c. Max *Miller*, unter dessen Oberleitung dieses ganze, bisher in der Bundesrepublik einzigartige Dokumentationswerk der Forschungsstelle stand, schreibt in seiner Einleitung: „Wie schon das Buch über die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern dem Andenken dieser Gemeinden gewidmet war, so soll auch dieses Buch der Erinnerung an die untergegangenen jüdischen Gemeinden dienen. Ohne Beschönigung oder Übertreibung soll der heutigen Generation eine zuverlässige Kenntnis vom Schicksal dieser Gemeinschaften vermittelt werden. Nur aus ihr erwächst die echte Toleranz, die nicht Ungleichgültigkeit ist, vielmehr Entschiedenheit dort, wo Leben, Freiheit und Ehre der Mitbürger durch die Intoleranz anderer gefährdet werden.“ A. Götz v. Olenhusen

ANTON KEIM (Hrsg.): Tagebuch einer jüdischen Gemeinde 1941–1943. Mainz 1968. v. Hase und Köhler-Verlag. 112 Seiten.¹

Bei der Sichtung von Akten der von den Machthabern des Dritten Reiches erzwungenen Reichsvereinigung der Juden in Deutschland stieß der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Mainz, Alfred Epstein, auf das Gemeindetagebuch der Kriegsjahre, die zugleich die Jahre des langsamen Untergangs der Jüdischen Gemeinde waren.

Der letzte Eintrag vermerkt: „Am 7. Januar 1944 wurden alle in Deutschland lebenden jüdischen Witwen verhaftet und in Sammeltransporten nach Theresienstadt deportiert.“ Der Initiative von Herrn Epstein ist es zu verdanken, daß dieses Gemeindetagebuch veröffentlicht wurde, dessen nüchterner Wortlaut die Tragödie der Juden in Deutschland schmerzlicher und nachdrücklicher beschwört, als lautes Klagen es vermöchte. Der Herausgeber hat es verstanden, durch seinen Kommentar den Sinn der verhüllenden Worte aufzudecken. Das Schicksal der Mainzer Gemeinde ist exemplarisch. Was für sie gilt, trifft auch für die anderen jüdischen Gemeinden in Deutschland zu. Mit Recht zitiert der Hrsg. die für das ganze Reichsgebiet gültigen Gesetze und Verordnungen. Das Mainzer Tagebuch ist aber auch deshalb von größtem Interesse, weil die dortige Stelle der Reichsvereinigung auch über die Juden in anderen Städten des Landes Hessen-Darmstadt Auskunft geben mußte. Dieses wichtige zeitgeschichtliche Dokument sollte recht viele Leser finden.

W. E.

WERNER KRAFT: Franz Kafka. Durchdringung und Geheimnis. Frankfurt am Main 1968. Suhrkamp-Verlag (Bibliothek Suhrkamp 211). 215 Seiten.

Unter den vielen Kafkastudien verdient das Buch von Werner Kraft besondere Beachtung. Es ist aus langjähriger Vertrautheit mit dem Werk des Dichters entstanden. In der Vorbemerkung erwähnt der Verfasser, daß die Entstehung seines Buches schon auf die dreißiger Jahre zurückgeht, wenn es auch erst in den letzten Jahren seine endgültige Fassung erhalten habe. Er erstrebe nicht ein Buch, das das Werk und die Erscheinung Kafkas als Ganzes erfaßt. Einzelnes sollte deutlicher sichtbar werden. Der Verf. nahm sich vor, Kafka durch Kafka zu interpretieren, verzichtete darum darauf, die gesamte, schon fast unüberschaubar gewordene Kafka-Literatur zu benutzen. Immerhin kann er sehr ausführlich sich mit der Literatur auseinandersetzen, wenn es um eine ihm sehr wichtige Frage geht. In dem Kapitel „Der Mensch ohne Schuld. Ein Brudermord“ gibt er folgende Beschreibung von Kafkas Prosa. Sie „läßt sich stilistisch als die Tendenz verstehen, die Einfalt des Sprichworts zu erreichen, in welcher die Sprache das Alte, das bis zur Tautologie Selbstverständliche zu sagen vermag: das Neue, das Glühen Schmars vor einem Mord“ (S. 24). Dazu macht der Verf. folgende Anmerkung: „Karl Kraus schrieb 1917 in ‚Nachts‘ (Fackel Nr. 445 ff., S. 9) den Satz: ‚Ein Sprichwort entsteht nur auf einem Stand der Sprache, wo sie noch schweigen kann.‘ Daß Kafka Sprichwörter *erfindet*, zeugt für das Fiktive seines Zusammenhanges mit der Tradition. Dennoch deuten seine sprichwortnahen Wendungen auf die Grundsicht des Schweigens, dem die Sprache entspringt“ (S. 199). Daran schließt nun der Verf. einen achtseitigen Exkurs über Karl Kraus, sein Urteil über Kafka, Kafkas Urteil über Karl Kraus an. In diesem Exkurs stellt der Verf. ganz deutlich das Problem der deutsch-jüdischen oder jüdisch-deutschen Symbiose heraus, verschärft durch die Tatsache, daß sowohl Karl Kraus als auch Franz Kafka antijüdische Komplexe hatten, wobei freilich diese antijüdischen Komplexe bei den beiden sehr verschiedener Art waren. Der antijüdische Komplex Kafkas „entspringt nicht dem Maßstab des Germanentums oder des Christentums, sondern ausschließlich dem des Judentums.“

¹ Entnommen mit Erlaubnis der Schriftleitung aus „Emuna“ (III/2), Juni 1968. S. 116.

Am Judentum baut sich Kafka auf, an ihm verwirft er sich. Hier ist er Karl Kraus überlegen, der das Judentum in seiner Jugend hinter sich ließ und dem das „offene System“ seiner Gedankenwelt erst kurz vor dem Tode unter dem antimoralischen Druck Hitlers erlaubte und gebot, sich frei zum Judentum zu bekennen, dem er entwachsen war, obwohl er immer im Namen des Judentums sprach, wenn er das Schärfste gegen die Juden seiner Zeit sagte“ (S. 207 f.). Allein schon um dieser zum Nachdenken zwingenden Sätze willen verdient das Buch von Werner Kraft, gründlich gelesen zu werden. Doch darüber hinaus gibt es noch vieles Weiteres, das zum Lesen einlädt. Werner Kraft war mit Walter Benjamin¹ befreundet, der sich ebenfalls mit Kafkas Werk beschäftigt hat. Werner Kraft nimmt in seinen Anmerkungen dazu Stellung. Wenn F. Beissner seinen Spott über die zahllosen Kafkadeutungen ausgießt, dann repliziert der Verf. mit dem Hinweis darauf, wie Benjamin arbeitete. „Benjamin richtet den Blick auf Einzelnes, um Erstaunliches zu gewahren“ (S. 213). Unter anderem geht der Verf. auf die vielumstrittene Frage ein, ob es Christliches bei Kafka gebe. Er bestätigt, daß es eindeutig christliche Motive bei ihm gibt, macht aber darauf aufmerksam, daß diese neben anderen stehen, die mit dem Christentum nichts zu tun haben. Eine einlinige Interpretation würde daher fehlgehen. Die Mehrdeutigkeit Kafkas erzwingt den wiederholten Ansatz zur Neuinterpretation. Dazu hat Werner Kraft mit dem kleinen Band der Bibliothek Suhrkamp einen gewichtigen Beitrag geleistet.

W. E.

BERNARD MALAMUD: Der Fixer. Roman. Aus dem Amerikanischen von Herta Haas. Köln 1968. Kiepenheuer & Witsch. 361 Seiten.

Bernard Malamud, einer der bedeutendsten Erzähler der USA, schildert gerne die Welt der kleinen Leute, um am scheinbar Zufälligen das Schicksalhafte darzustellen. Zu seinem 1966 veröffentlichten Roman „Der Fixer“, der jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegt, wurde er durch den Ritualmordprozeß angeregt, der gegen Mendel Beilis (1874–1934) geführt wurde. Nach zweijähriger Prozeßdauer wurde Beilis schließlich am 13. April 1913 freigesprochen. Sein Prozeß hatte die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit erregt, Schriftsteller und Geistliche traten für ihn ein. Nach seinem Freispruch wanderte Beilis zunächst nach Erez Israel, später in die USA aus. Das Verhängnis des Prozesses, die Aussichtslosigkeit oder Fast-Aussichtslosigkeit, die Mauer der Vorurteile zu durchbrechen, hat Bernard Malamud zum Gegenstand seines Romans gemacht. Den Prozeß erleidet ein Fixer. Mit diesem Wort ist ein Gelegenheitsarbeiter gemeint. Der Fixer nimmt jede Arbeit an, die sich ihm bietet, sofern sich ihm nur eine Arbeit bietet, wirkt als Glaser und Klempner. Aber das Städtle hat ihm nur wenig Arbeit, noch weniger Nahrung zu bieten: Darum zieht er nach Kiew, einer Stadt, die ihm zum Verhängnis werden soll. Mit dem Ausgeliefertsein an das Verhängnis, mit dem Hinnehmenmüssen einer passiven Rolle setzt der Roman bezeichnenderweise ein: „Von dem kleinen, kreuzförmig unterteilten Fenster seines Zimmers über dem Stall der Ziegelei sah Jakow Bok (das ist

der Fixer) in der Frühe dieses Morgens etliche Leute in ihren langen Mänteln irgendwohin laufen, alle in dieselbe Richtung. Weh is' mir, dachte er beunruhigt, irgend etwas Schlimmes ist geschehen.“ So lauten die beiden ersten Sätze. Alles schlägt dem Fixer zu seinem Unglück aus, auch das scheinbare Glück erweist sich immer wieder zuletzt doch als ein Unglück, bis das Netz der Indizien sich um ihn zusammengezogen hat. Den Fixer trifft sein Schicksal um so härter, als er sich glaubensmäßig nicht mehr an sein Judesein gebunden fühlt. Er bezeichnet sich selbst als einen Freigeist. Aber er muß erfahren, daß das seine Umwelt wenig beeindruckt. Der Prozeß ist für ihn eine Leidens- und Läuterungszeit. Der Fixer bleibt sich selbst treu, eine Selbstbezeichnung wider sein besseres Wissen kann ihm nicht abgerungen werden. So bleibt er doch der Stärkere, auch wenn das Ende des Prozesses im Roman offenbleibt.

W. E.

ALFRED NEUMEYER: Lichter und Schatten. Eine Jugend in Deutschland. München 1967. Prestel-Verlag. 300 Seiten.

Ein bezauberndes Buch! Vielleicht erwartet der Leser zunächst nur die Erinnerungen eines Deutschen aus hochgebildetem und kultiviertem Hause, den die Hitler-Zeit dazu nötigte, sich eine neue Heimat im fernen Kalifornien zu suchen. Diese Erwartung wird erfüllt, aber sie wird in mehr als einer Hinsicht weit übertroffen, ja das Wertvollste und Großartigste an den Aufzeichnungen des etwa siebzigjährigen Verfassers ist damit noch gar nicht bezeichnet. Es liegt vor allem im Bereich des Künstlerischen, der Sprache, der Deutung dessen, was Alfred Neumeyer erlebt und erfahren hat. „Schmerzlose Liebe erfüllt mich“, heißt es einmal bei ihm, „und prüfendes Verstehen“. In der Tat spricht eine wunderbare Überlegenheit aus diesen Seiten; von schwerem eigenem Erleben wird nur am Rande, von demjenigen nächster Angehöriger gar nicht gesprochen. Statt dessen erfahren wir unendlich viel und Wesentliches von allgemeinen, uns alle angehenden und tief berührenden Dingen, von Entwicklungen, die auch manche von uns mitgemacht, von Menschen, die auch uns etwas bedeutet, von Stätten, die auch wir geliebt haben. Das Kapitel „Schule, Schüler, Lehrer“ ist ebenso meisterhaft, wie dasjenige „Masse und Gruppe“. Allgemeingültiges aussagt, soziologische Tatsachen, politische Wahrheiten, etwa über die Rolle der bündischen Jugendbewegung, nationaler oder militärischer Ideen und Kreise, denen der Autor nahestand oder angehörte.

Als Sohn eines hoch angesehenen juristischen Ordinariums der Münchener Universität herangewachsen und ganz uneingeschränkt in bayrisches und preußisch-deutsches Staatsbewußtsein Bismarckscher Prägung integriert, erlebte er die Religion als Kind zunächst nur durch die Vermittlung katholischer Dienstmädchen und eines nicht ohne Humor, aber liebevoll gezeichneten Großvaters, der fest im Judentum wurzelte, gewann jedoch mit den Jahren eine aufrichtige Verehrung für die jüdische Religion, „die reinste Form der Gottesverehrung“, auch wenn das eigene Wesen „nicht ohne Schmerzen“ dem Gottesglauben entwachsen war. Dennoch sah der Verfasser in ihm „ein historisches und ein psychologisches Phänomen von höchster kultureller Fruchtbarkeit“, und so vermögen seine Aufzeichnungen auch dem Gläubigen viel zu geben.

¹ Vgl. FR XIX, 69/72, S. 137 f.